

Waldtraut Lewin

Wenn du jetzt bei mir wärst



Waldtraut Lewin

# Wenn du jetzt bei mir wärst

Eine Annäherung an Anne Frank





Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
EOS liefert Salzer, St. Pölten

1. Auflage 2015

© 2015 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House, München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: init | Kommunikationsdesign, Bad Oeynhausen,  
unter Verwendung zweier Bilder von © iStockphoto Europe GmbH

KK · Herstellung: AJ

Lektorat: Burkhard Heiland

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-17108-0

Printed in Germany

[www.cbj-jugendbuch.de](http://www.cbj-jugendbuch.de)

*»Ich will fortleben, auch nach meinem Tod.«*

Aus dem Tagebuch der Anne Frank



*I*



Das Haus ist leer. Da wohnt niemand.

Die da lebten, sind vor langer Zeit umgekommen. Davon sprechen die Bilder an den Wänden, Fotos, Installationen. Zeugnisse.

Das Haus ist stumm. Es hat keine Gerüche bewahrt und keine Töne und nicht den leisesten Hauch der Ängste, die in seinen Mauern ausgestanden wurden.

Das Haus ist schrecklich voll. Dieses Haus in der Prinsengracht.

Stunde für Stunde durchstreifen die Menschen Raum für Raum, mit neugierigen oder gleichgültigen Blicken – eine Attraktion mehr im Besuchsprogramm einer wunderschönen Stadt oder gar eine Pflicht für Jugendliche, die ihnen von didaktischen Erziehern aufgenötigt wird –, mit bewegtem Herzen oder ungerührt, eingezwängt im Strudel, in die Enge der anderen um sie herum, so wie einst die Bewohner eingezwängt waren hier, freiwillig-unfreiwillig, um zu überleben.

Man denkt, das Haus müsste sich wehren.

Einmal sollte es abgerissen werden. Vielleicht wäre das gnädiger gewesen.

In diesem Haus hat einst ein Kind ein Tagebuch geschrieben, bis es über dem Schreiben zur jungen Frau wurde. Genau hinsehend, ungezügelt in Zuneigung und Abneigung, bereit, alles aufzuzeichnen bis hin ins Unerträgliche, Unsägliche.

Diesem Tagebuch verdankt das Haus, dass es noch steht.  
Soll ich wirklich hineingehen?

Der Geist wohnt doch in diesem Fall im Geschriebenen, nicht im Gebauten.

Ich lernte dies Kind, die junge Frau, übrigens nicht durch das Tagebuch kennen, sondern auf dem Theater.

Es war im Jahr 1956 auf einem Schauplatz in Berlin. Es gab ein Stück, von zwei Amerikanern geschrieben. Das Stück heißt: »Das Tagebuch der Anne Frank«.

Das ist nun über ein halbes Jahrhundert her, dass ich eingefangen wurde vom Schicksal dieses jüdischen Mädchens und der Menschen um sie herum.

Ich war damals gerade dabei, mir meine eigenen jüdischen Wurzeln bewusst zu machen – umso stärker war die Wirkung.

Wenn ich die Augen schließe, ersteht der Theaterabend lebendig vor mir.

Das mit Möbeln und Koffern voll gestellte Bühnenbild, das die drangvolle Enge des Hinterhauses vor Augen führt, die acht Menschen, ihre Ankunft mit Taschen und Koffern; die Judensterne, die sie auf ihrer Kleidung tragen, scheinen mir riesig – und um mich herum spüre ich die betroffene, von Gefühlen aufgeladene Reaktion der anderen Zuschauer. Es ist immerhin erst ein Jahrzehnt her, dass diese Sterne, furchtbare Zeichen, »gültig« waren, und

sicher haben sich die Leute bis dahin mit vielerlei anderem beschäftigt, nur nicht mit der Aufarbeitung dieses Teils ihrer Vergangenheit. Nun nimmt ihnen dieses Mal auf der Kleidung den Atem. Die Besucher des Theaters sind in einem Sog atemloser Erwartung. Eine Spannung, die den ganzen Abend anhält.

Und sie steigert sich. Die Schauspieler da oben bewegen sich notgedrungen in der vorgegebenen Enge der Bühne miteinander und umeinander wie in einem schrecklichen Tanz; der Raum gibt nicht mehr her. Man weiß schon jetzt: Das kann nicht gutgehen. Reibungen unter den Zusammengesperreten sind unvermeidlich. Und sie treten ein, stürzen uns im Zuschauerraum in ein Wechselbad von Mitgefühl und Erregung.

Und dann ist da diese blutjunge Schauspielerin. Anne Frank, zart und zerbrechlich, mit riesigen Augen und runden, fast kindlichen Wangen – ein Mädchen voller Witz und Feuer, voller Anmut, Klugheit und Verletzlichkeit. Wenn sie an die Rampe vortritt, um den Zuschauern eine solche nervenaufreibende Tatsache mitzuteilen, wie, dass sich die Eingesperreten im Moment nur von Bohnen ernähren, weil nichts anderes da ist, dann verkündet sie diese bittere Bagatelle mit solcher funkelnden Bosheit, mit solchem Charme, mit so klingender Stimme, dass der Saal vor Entzücken spontan applaudiert. »Das Zeitalter der Bohnen ist angebrochen ...«, sagt sie. Und wir lieben sie.

Atemlos taumeln die bis ins Mark ergriffenen Zuschauer auf das unvermeidliche Ende zu. Der Verrat, die Verhaftung. Die letzten Worte des Darstellers von Annes Vater. Das Schlimmste sei nun eingetroffen. –

Ich wusste nicht, dass man so weinen kann nach einer Vorstellung. So zutiefst aus dem Innersten weinen.

Die Erinnerung an diesen Abend bewegt mich denn doch, hineinzugehen in das Haus in der Prinsengracht.

Es trifft mich wie ein Hieb: Das Erste, was meine Augen fassen, ist das Theaterplakat jener Aufführung: Berlin 1956. Das Tagebuch der Anne Frank.

He, sage ich leise. Das können sie doch nicht meinetwegen hier aufgehängt haben?

Aber gibt es irgendeinen Grund, Zufälle nicht auszuschießen? Alles, was mir ab jetzt geschehen wird, geschieht ausschließlich mir und zum Zweck für diese Geschichte. Diese Geschehnisse.

Ich spaziere durch die Räume, mit jener seltsamen Art von träumerischer Benommenheit, die der Vorbote sein kann für etwas Besonderes, für das Unverhoffte. Etwas liegt in der Luft. Kommt es mir nur so vor, oder haben sich diese Zimmer auf einmal für mich geleert von Besuchern, dafür aber gefüllt mit Gegenständen, den Utensilien des täglichen Gebrauchs, Lampen und Geschirr, Vorhängen und Betten und Kissen, Tischen, einem Schreibtisch? Einem kleinen Schreibtisch.

Jetzt geht vor mir jemand her.

Eine schmale Gestalt. Schmal, aber groß. Ein Mädchen. Das dunkle Haar ist lockig. Gehe ich schneller, beeilt sie sich auch, verlangsame ich meinen Schritt, tut sie das Gleiche. Aber sie sieht mich doch gar nicht! Woher weiß sie ...

Dann erkenne ich die Schuhe.

Eine der Vertrauten, eine der Boten zwischen der Innenwelt des Hinterhauses und der Außenwelt, der die

Versteckten ihr Leben verdanken, hat sie eingekauft für 27 Gulden fünfzig. Gebraucht. Denn es wollte Anne kein Schuh mehr passen. Sie war gewachsen.

Das sind die wunderbaren Schuhe aus bordeauxrotem Leder mit dem hohen Absatz. Elegante Schuhe. Schuhe für eine Dame. Schuhe, die man am liebsten auch nachts im Bett anbehalten würde vor Entzücken.

»Anne!«, sage ich. »Anne M. Frank.« So wie sie sich im Tagebuch nannte gegenüber der imaginären Vertrauten, Kitty, an die sie schrieb.

Sie bleibt stehen. Dreht sich um. Lächelt das berühmte Lächeln mit den Grübchen in den Wangen.

Heute ist der 12. Juni.

»Anne«, sage ich. »Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag.«

»Danke«, erwidert sie, und ihre Stimme ist unverkennbar die jener jungen Schauspielerin von damals. »Wie alt werde ich denn gerade?«

Ich zögere. Dann spreche ich es aus. »Du wirst in diesem Jahr fünfundachtzig.«

»Oh«, sagt sie. Und wiederholt: »Oh. Ich hatte aufgehört, zu zählen. Es ist hier drin eigentlich egal. Es dauert. Es wird wohl nicht so schnell aufhören.«

»Woher kommst du?«

Sie zuckt die Achseln. »Du hast mich doch gerufen.« Wieder das Lächeln.

»Aber mit wem bist du zusammen die ganze Zeit?«

»Mit Kitty. Nur mit Kitty. Mit ihr erlebe ich das alles immer wieder. Immer wieder. Es ist mir eigentlich genug, unter uns gesprochen.«

»Aber den anderen nicht. Für die bist du ... eine Ikone.«

Nun seufzt sie. »Ich weiß. Manchmal verwünsche ich mich, dass ich diese ... diese Aufzeichnungen gemacht habe, in das karierte Buch hinein. Und in die beiden alten Kontobücher, die man mir gegeben hat. Papier war knapp. Andererseits: Ohne sie gäbe es mich ja nicht.«

Sie hat sich an das Tischchen gesetzt, jenen kleinen Schreibtisch, auf dem das Buch aufgeschlagen liegt, der Füller daneben. »Es hört niemals auf, Tag für Tag. Eine Endlosschleife.«

Ich versuche, zu verstehen. »Du meinst: Du bist eingesperrt in deinem eigenen Werk, dem Buch?«

Sie runzelt die Stirn. »Ja. *Die* sperren mich ein. Die hier durch die Räume wandern. Ich soll sie belehren über eine Vergangenheit, die die meisten eigentlich nur vergessen wollen. Aber das darf nicht sein. Und so muss ich nun mit meinen – was hast du gerade gesagt? – mit meinen 85 Jahren den ewigen Backfisch spielen, altklug; ein Objekt, an dem man absehen kann, was die unschuldigen Juden zu leiden hatten. Oder was sie erleiden, das weiß ich ja nicht. Ich fürchte, es sieht nach einer Unsterblichkeit aus. Nach einer, auf die ich nicht scharf bin. Ich bin – ein Anschauungsobjekt. Ich diene der Belehrung.«

Sie – als Teil eines Museums, wie die Welt es braucht angesichts drohender Verdrängung des Gewesenen –, aber immer noch eingesperrt im gleichen Haus, das sie so sehnlich zu verlassen wünschte. Hinaus ins Leben. In die Freiheit.

Sie spielt mit dem Füller, dreht ihn zwischen den Fingern hin und her.

Ich zögere mit meiner Frage, stelle sie dann doch, so behutsam wie möglich.

»Und wenn du...?«

Sie versteht sofort.

»Wenn ich dies Buch und dieses Haus verlasse, an der Stelle, wo alles endet, und nach draußen gehe, dann gibt es für mich und für die anderen nur den einen Weg. Den Weg der einstigen Wirklichkeit. Dann brauchst du mir nicht mehr zu meinem 85. Geburtstag zu gratulieren. Zu gar keinem mehr.«

Mir kommt es so vor, als würde dies lebensvolle Gesicht auf einmal verblassen ...

Er hieß Karl Josef Silberbauer, Oberscharführer der SS, ein Österreicher.

In Holland zahlte man für jeden Juden, dessen Versteck verraten wurde, sieben Gulden fünfzig. Das war bei acht Menschen eine hübsche Summe. Nur weiß man bis heute nicht, wer diese »Kopfgeldprämie« kassiert hat. Silberbauer, später in Wien danach befragt, zuckte die Achseln. Es hatte derartig viele solcher Anzeigen gegeben, wer sollte sich da noch an den einzelnen Denunzianten erinnern?

Es war August, ein heller Vormittag und nicht etwa Nacht und Nebel, als das Polizeiauto in der Prinsengracht vorfuhr. Die Versteckten im Hinterhaus konnten es nicht hören. Sie waren, wie immer, intensiv beschäftigt: Die beiden Mädchen und Peter, der Sohn der zweiten Familie, mit Lernen und Lesen, unterstützt vom Vater Frank, der ihnen Unterricht gab, die Frauen mit Kochen, Herr von Pels las.

Und dann waren da Schritte auf der Treppe. Schritte, die keine Rücksicht auf die Heimlichkeit des Verstecks nahmen. Polternde Schritte. Stiefelschritte. Schritte von mehreren.

Sie hielten den Atem an.

Denn diese Treppe war ja verborgen, versteckt hinter dem drehbaren Regal mit Ordnern, dem geheimen Zugang.

Das Ende war da.

Als Silberbauer mit seinen Helfern das Versteck betrat, die Waffe im Anschlag (man kann ja nie wissen!), standen ihm acht verstummte Menschen gegenüber, gelähmt, geisterbleich. Nach zwei Jahren der Hoffnung nun der Vernichtung preisgegeben.

Die üblichen Befehle. Jeder ein Gepäckstück. Hausdurchsuchung.

Abführen.

Silberbauer hatte es besonders auf die Schwestern abgesehen, Anne und Margot. Er trennte sie von ihren Eltern, zertrümmerte sie brutal ins Auto, um sie auf dem Gestapo-Hauptquartier selbst zu verhören. Sicher erhoffte er sich von den beiden jungen Mädchen, dass sie noch irgendwelche Verstecke von Wertsachen preisgeben würden, wenn man sie nur »ordentlich rannahm«. Hat er die Schwestern geschlagen? Ich wage nicht, Anne zu fragen. Silberbauer war bekannt für seine brutalen Vernehmungsmethoden.

Immerhin. Seiner Achtlosigkeit verdankt die Welt das Tagebuch. Er hatte auf der Suche nach Gold und Geld den Inhalt der Aktenmappe, in der sich auch Annes Aufzeichnungen befanden, auf den Fußboden ausgeleert. So stießen die Helfer aus dem Vorderhaus später auf die Notizen ...

Verhör, Lager Westbork dann. Güterwaggon nach Auschwitz. Bergen-Belsen. Da ist nur Schwärze. Das Ende. Nein. Das soll nicht sein.

Das alles gibt es nicht, das ist der Abgrund, an den man nicht heran muss. Wenn man denn im Buch bleibt.

Wird es gelingen? Werden wir den dunklen Teil, den End-Teil wegdrücken, diese Schatten? Wird ihr Wille zum Leben stark genug sein, das alles zu vergessen?

Ich hoffe.

»Aber«, sage ich eindringlich. »Aber.«

Sie sieht zu mir auf, erwartungsvoll.

»Aber?«

»Aber du bist lebendig.«

»Du hast mich gerufen. Ich bin gekommen.«

»Wieso war das möglich?«

»Sag du es mir.«

»Es ist eigentlich ganz einfach. Du lebst in deinen Worten. Du hast sie hervorgebracht. Und dann halten sie dich entweder fest oder lösen sich von dir und gehen ihren Weg. Du bist eine Schreibende. Ich bin es auch.«

»Aber ich bin nur ein Kind. Ein vierzehnjähriges Mädchen, das Tagebuch führt.«

»Ein vierzehnjähriges Mädchen, dessen Tagebuch zu Weltruhm gelangt ist. Da kann ich nur vor Neid erblassen, Anne! Und so sage ich: Hättest du Zeit gehabt, jene Zeit, die man dir gestohlen hat – du wärest eine der ganz Großen geworden.«

»Ja«, erklärt sie ohne Scheu. »Das habe ich immer gewollt und gewusst.«

»Gut. Außerdem, Kind: Du bist eine alte Frau. Sogar ein paar Jahre älter als ich. Es wird allerhöchste Zeit, dass du aussteigst. Dass du das Hinterhaus verlässt. Du bist voller Neugier.«

»Ich platze fast vor Neugier«, sagt sie und schlenkert mit den Füßen, mit ihren schönen bordeauxfarbenen Schuhen.

»Also«, sage ich, »nun ist es beschlossene Sache. Komm mit mir! Komm ins Freie! Komm in die Welt, die man dir über sechzig Jahre vorenthalten hat! Komm!«

Sie steht auf. Wirft einen Blick auf das Tagebuch.

»Damals«, sagt sie, »da lag es an der Erde.«

»Das war die Rettung. So blieb erhalten, was du geschrieben hast. Miep Gies, deine Freundin, hat es aufgesammelt und bewahrt.«

»Ja. Miep Gies.« Sie zögert. »So kann ich es wohl jetzt auch zurücklassen.«

»Unbesorgt! Es ist inzwischen millionenfach in allen Sprachen der Welt erschienen.«

»Na«, sagt sie trocken, »das klingt ja beeindruckend.« Aber am Funkeln ihrer Augen merke ich, dass sie wirklich beeindruckt ist. Beeindruckt und stolz, wie man mit vierzehn oder mit fünfundachtzig sein darf über einen Erfolg.

»Komm!«

»Halt. Noch zwei Fragen. Bin ich nur... ein Geist? Ich meine: Kann ich fühlen, fassen, essen, trinken wie ein Mensch?«

»Du bist ein Mensch, alte Frau, ein Mensch, der fühlen, fassen, essen, trinken – und lieben kann. Was wäre das sonst für ein dummes Spiel.«

Sie nickt eifrig.

»Welche Sprache sprechen wir miteinander?«, frage ich.  
»Ich kann kein Niederländisch.«

»Und ich spreche kein Deutsch.«

»Ich weiß. Du hast geschrieben: Deutsch ist keine Kultursprache. Bei dem, was geschehen ist.«

»Also?«

Ich muss lachen. »Wir sprechen ja schon die ganze Zeit miteinander. Wir sprechen das Esperanto der Fantasie.«

Sie stutzt, dann lacht auch sie. »Wer bist du in diesem Spiel?«

»Eine Jüdin wie du.«

»Das dachte ich mir schon. Wie du heißt!«

Ich überlege. Mein bürgerlicher Name kommt nicht infrage. Er gehört in eine andere Welt.

Dann fällt mir etwas ein.

»Nenn mich Corelli.« Ich lächle.

Sie blinzelt. »Aber Corelli – ist das nicht ein italienischer Komponist? Einer aus der Barockzeit?«

»Ja, nach dem hab ich mich benannt. Als ich so alt war wie du, als ihr ins Versteck gehen musstet, da hörte ich genauso leidenschaftlich gern Radio, wie ihr es immer getan habt. Und eines Tages spielten sie ein Konzert von Corelli. Es ging mir weniger um die Musik. Der Namen hatte so etwas Zärtliches, wie ein Streicheln. Und ich wollte gern einen Namen haben, der wie Streicheln ist.«

»Das kann ich verstehen«, sagt sie, »Corelli!«

Sie spricht den Namen so aus, wie ich es getan habe, mit einem leicht gerollten R und das E betont. Ich habe die Stimme jener Schauspielerin von damals im Ohr, es klingt genussvoll, scherzhaft.

»Und nun komm!«, wiederhole ich energisch und strecke die Hand aus.

Und da ist ihre Hand in meiner. Fest, kühl, kräftig.

Wenn ich eine Comiczeichnerin wäre, würde ich jetzt zwischen unseren beiden Händen, ach was, zwischen unseren Körpern einen Energiestrom fließen lassen; zitternde,

zuckende Blitze, so etwas wie den Moment der Vereinigung.

Und nun gehen wir durch das Haus, verlassen ihr Zimmer mit den Fotos von großen amerikanischen Filmstars und der niederländischen Königsfamilie an den Wänden, schweben vorbei an Säcken mit übel riechenden Kartoffeln mit langen bleichen Keimen (ja, die sollten eigentlich auf dem Dachboden sein, so steht es im Tagebuch), vorbei an dem winzigen Bad ohne Wanne und Dusche, an den Gefäßen aus Emaille oder Porzellan (tagsüber durfte die Toilette nicht benutzt werden), an Weckgläsern, an Lampen, Koffern, Körben, vorbei an Stühlen mit verwaschenen Sitzkissen, Bücherbrettern, hinunter die knarrenden Stufen, die sie nur nachts betreten durften, wenn das Bürohaus vorn leer war, zu jener Tür, die von der anderen Seite mit dem drehbaren Regal kaschiert wird. Durch das Lager der Firma hindurch und dann, da ist die Haustür.

Ich drücke die Klinke.

Die Tür öffnet sich langsam und wir gehen gemeinsam hindurch.

Krachend fällt sie hinter uns ins Schloss.

Wir sind draußen.

Es geht auf den Abend zu. Die Schatten werden länger.

Sie ist stehen geblieben auf der Gracht, wie angewurzelt. Macht ein paar zögernde Schritte, wie ein Tier, dem man die Käfigtür geöffnet hat und das seine Freiheit nicht fassen kann.

Sie sieht sich um, betrachtet die Passanten.

Dann legt sie ihre Hand auf die linke Seite, dort, wo das Herz ist.

»Du ja auch nicht...« murmelt sie, den Blick auf mich gerichtet, und ich begreife erst, was sie meint, als sie loschreit:

»Keinen Stern! Ich muss keinen Stern mehr tragen! Ich bin ein Mensch unter Menschen!«

Sie tanzt die Gracht entlang, erst grotesk wie ein Clown, dann immer schöner, mit fließenden Bewegungen.

»Ich kann überall hin! Ich muss nicht auf den Fahrweg ausweichen, wenn mir ein vollwertiger arischer Mensch entgegenkommt, darf mich auf jede Bank setzen, kann spazieren gehen, zu welcher Zeit auch immer ich will, bei Tag und Nacht, unter Sonne, Mond und Sternen, darf einen Park besuchen, ein Schwimmbad, einen Sportplatz, darf Fahrrad fahren, darf... darf... darf laufen! Meine Beine bewegen! Nicht nur treppauf, treppab, tagelang, wochenlang, jahrelang. Laufen! Geradeaus laufen, egal, wohin!«

»Langsam!«, mahne ich lachend. »Vergiss nicht, du bist fünfundachtzig Jahre alt! Übernimm dich nicht!«

Sie bleibt stehen, sieht mich starr an. Meinen Einwand überhört sie.

»Und ich darf reden, sprechen, plappern den ganzen Tag, wenn mir danach ist! Krach machen, schreien, mit den Füßen stampfen!«

Sie ballt die Fäuste, stampft tatsächlich auf, als wolle sie die Erde unter ihren Füßen spüren. Passanten kommen auf uns zu, und sie unterbricht ihre heftige Regung abrupt, bleibt stehen, aufrecht, die Schultern gerade, den Hals gereckt.

Man geht an uns vorüber. Gleichgültig. Plaudernd, lächelnd. Beachtet sie nicht.



Waldtraut Lewin

## **Wenn du jetzt bei mir wärst**

Eine Annäherung an Anne Frank

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17108-0

cbj

Erscheinungstermin: Februar 2015

Längst ist das lebenslustige jüdische Mädchen, das sich zwei Jahre lang in der Prinsengracht zu Amsterdam vor den Nazis verstecken konnte und dort Tagebuch führte, zu einer Ikone erstarrt und geistert als Lernstoff durch die Klassenzimmer Deutschlands. Waldtraut Lewin wagt es, das Denkmal von seinem Sockel und Anne in unsere Welt zu holen, um sie besser kennenzulernen. Bei ihrer fiktiven Begegnung lässt sie Anne staunen über das, was sich in den siebzig Jahren seit ihrem Tod verändert hat. Und erzählt ihr vom Staat Israel oder vom neuen Deutschland, in dem Juden leben dürfen und Menschen gegen Rechtsradikalismus auf die Straße gehen. Zusammen wagen sie den Blick von heute auf das Gestern und das Morgen.